

(der Christen des Westens und des Ostens unter sich, der Marxisten unter sich, der Naturwissenschaftler unter sich) lag der geheime Reiz dieser in ihrer Art durchaus einmaligen Versammlung, keineswegs in der mehr oder weniger mißlungenen dialogischen Konzentration. Soll der Dialog in diesem Rahmen weitergehen — der Tagungsort für das nächste Jahr wurde noch nicht fixiert, die Bundesrepublik, Frankreich oder Ungarn aber als mögliche Länder genannt —, wird man wohl auch hierzu wirksamere Wege finden müssen, durch eine radikale Ent-

lastung, um nicht zu sagen Entrümpelung des Programms, durch die Entwicklung einer dialogischeren Tagungsmethodik, durch Beschränkung der Podiumsteilnehmer zur Vermeidung von Deklamationen und zur Ermöglichung ungezwungenerer und direkterer Auseinandersetzung und durch eine organischerere und schlüssigere Themenanordnung. Über das Stadium thesenhafter Nebeneinanderstellungen, höflicher Gesten und unverbindlicher Rhetorik ist man hinaus. Der Dialog bedarf des direkteren Umgangs.

Aus der Ökumene

Die Lutherische Bischofskonferenz zum Streit um die Bibel

Als der Bericht über „Friedensarbeit und Glaubenskrise in der EKD“ (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 137f.) abgeschlossen wurde, lag eine „Erklärung der Bischofskonferenz der VELKD zum Streit um die Bibel“ noch nicht vor. Sie kann und muß nunmehr nachgetragen werden, nachdem die „Klausurtagung“ der Lutherischen Bischofskonferenz, die vom 11. bis 18. Januar 1967 in Schloß Kranzbach stattfand, in einer ausführlichen Dokumentation veröffentlicht worden ist: „Kranzbacher Gespräche der Lutherischen Bischofskonferenz zur Auseinandersetzung um die Bibel“ (Im Auftrag der Bischofskonferenz herausgegeben von Oberkirchenrat Hugo Schnell. Lutherisches Verlagshaus Berlin und Hamburg 1967, 136 S.). Dieses Buch ist wahrhaft ein Dokument. Es hat sich damit bestätigt, daß sich aus der Verwirrung in den evangelischen Gemeinden durch den Streit zwischen Universitätsexegese und „Bekenntnisbewegung: Kein anderes Evangelium“ vermutlich „gewisse lehramtliche Führungsgedanken von selbst einstellen“ würden. Sie liegen nunmehr vor. Da es lange Zeit umstritten war, wer in den lutherischen Kirchen das Lehramt ausübt: der Universitätstheologe, jeder Pfarrer (wie noch vor zehn Jahren Landesbischof Lilje erklärte) oder die Bischöfe — denn den Landessynoden ist das Lehramt im Unterschied zur Reformierten Kirche versagt —, kann man es fast als eine Sensation bezeichnen, daß Landesbischof Lilje im Vorwort des Buches ausdrücklich erklärt: „Indem die Bischöfe ihr Lehramt in Anspruch nahmen, haben sie das evangelische Bischofsamt neu profiliert.“ Diese Intention muß man stehenlassen, zumal da sie in der Zusammenfassung von Hugo Schnell wiederkehrt.

Es darf jedoch gleich gesagt werden, daß diese Inanspruchnahme eines „Lehramtes“ weit entfernt ist von dem, was die katholische Kirche unter autoritativem Lehramt mit letztgültiger Entscheidung versteht. Man könnte eher in evangelischer Terminologie von einem „brüderlichen Dienst“ der Bischöfe an Theologen, Pfarrern und Gemeinden sprechen. Dieser Dienst liegt darin, daß die Bischöfe sich selber in der strittigen Materie, dem Zeugnis von der Auferstehung und von der Person Christi, persönlich exponieren. Sie treten in den Ring ohne andere Waffen als die Argumente, die sie vorbringen. Von den zwölf versammelten Bischöfen, darunter auch der Altlandesbischof W. Stählin, gaben fünf von ihnen ausführliche Exegesen, und drei hielten zu den prinzipiellen Problemen der theologischen Situation Referate. Exegesen

wie Referate sind natürlich angreifbar, aber sie sind gewollt ein Beispiel, sie wollen helfen. Ob ihnen das gelungen ist, muß man abwarten. Darüber wird u. a. das weitere Verhalten der inzwischen besser organisierten Bekenntnisbewegung entscheiden. Es ist ein Schritt vorwärts gewagt. Aber ehe wir auf dieses Wagnis näher eingehen, zunächst der wesentliche Inhalt der „Erklärung“ (S. 134—135):

Erklärung zum Streit um die Bibel

Der Text ist an Gemeinden und Pfarrer gerichtet. Er stellt in Punkt 1 fest: „Die gegenwärtigen Auseinandersetzungen um die Bibel sind uns ein Zeichen dafür, daß die Kirche lebt.“ Wo Gottes Geist am Werk ist, gebe es Unruhe. 2. Es wird erklärt, daß Gott sich ganz in die Hand der Menschen gab, dadurch daß er Mensch wurde. Er setzte sich ihren Fragen, Zweifeln und ihrem Nein aus. Er ließ sich kreuzigen. Mit diesem Hinweis wird begründet, daß Gott uns Freiheit und Auftrag gibt, das biblische Zeugnis auch mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln sorgfältig zu hören und zu prüfen. Das bedeute zwar Anfechtung, aber auch Reichtum.

3. „Um der Wahrheit willen bedarf die Auslegung der Bibel der historisch-wissenschaftlichen Forschung.“ Dies erschließe neue Tiefen, aber keine Methode könne ausreichend und endgültig sein, sie müsse sich ihrer eigenen Voraussetzungen kritisch bewußt bleiben. Das Zeugnis der Bibel erschließe sich nur dem Glauben, darum bedürfe auch die wissenschaftliche Forschung des Heiligen Geistes.

4. „In unserer Welt, die sich aus sich selber zu verstehen sucht, ist es nicht leicht, von Gott zu reden.“ In dieser Not und Verwirrung richten sich unsere Blicke auf Jesus Christus: „Er ist mehr als ein außergewöhnlicher Mensch . . . Der Gekreuzigte ist mehr als ein Vorbild der Mitmenschlichkeit: er heilt die Welt und versöhnt uns mit Gott.“

5. „Gott treibt sein Werk so, daß er sich dabei seiner Gemeinde und ihrer vielfältigen Gaben bedient.“ Darum wird allen gedankt, die um die Lauterkeit des Evangeliums ringen. „Wir warnen vor falschem, vorschnellem Richten übereinander und bitten zugleich mit Ernst, die Wahrheit des Evangeliums nicht zu verfälschen und zu verkürzen.“ Die Gemeindeglieder werden ermutigt, regelmäßig in der Schrift zu forschen, die theologischen Lehrer werden gebeten, daß sie die Gemeinde stärken und einen. Man kann nicht sagen, daß diese Erklärung die Konflikte lösen könnte. Das wurde auch von der „Bekenntnisbewegung“ alsbald zum Ausdruck gebracht. Ihr fehlte eine klare Entscheidung gegen bestimmte theologische Schulen,

die „das christologische Dogma untergraben“. Die fast zu allgemein gehaltene „Erklärung“ bekommt erst Profil durch die Dokumentation der Exegesen und Referate wie durch die Zusammenfassung von Hugo Schnell. Eine ausführliche Kommentierung dieser „Erklärung“ und des Kranzbacher Gesprächs hat Landesbischof Lilje in einem eigenen Hirtenbrief Ende März 1967 gegeben, der sicher größere Wirkung haben dürfte als die „Erklärung“ und die Dokumentation (abgedruckt in: „Lutherische Monatshefte“, April 1967, S. 183—188).

Die Exegesen der Bischöfe

Man darf sich zunächst einfach freuen, daß Bischöfe wissenschaftlich und pastoral durchdachte Exegesen vorlegen. Landesbischof Dietzfelbinger beginnt mit dem Auferstehungstext Markus 16, 1—8. Er tut das freilich in seiner sehr pastoralen Art, aber doch exegetisch genau, auch auf Thesen von R. Bultmann und W. Marxsen eingehend. Er weist die These zurück, daß Jesus „in das Kerygma auferstanden“ sei. Ihm folgt Landesbischof Heintze, Wolfenbüttel, mit einer Exegese von Lukas 24, 36—49, die viele textkritische Fragen aufwirft und zu theologischen Grundsatzfragen führt, u. a. zum Begriff der Leiblichkeit. Natürlich sollen Bultmannschüler, gleich welcher Farbe und Richtung, nicht damit überzeugt werden. Das ist auch, wie wir später hören, nicht der Sinn, sondern die Gläubigen in den Gemeinden, die zu lange daran gewöhnt waren, die biblischen Texte als ein vom Himmel gefallenes Wort Gottes anzusehen, sollen unter der Anleitung der Bischöfe endlich lernen, daß es einen Sinn hat, die Texte auch als menschliche Zeugnisse zu lesen, ohne dabei das Wort Gottes zu verlieren.

Dieser geistlichen Führungsaufgabe unterzieht sich besonders überzeugend der neue Bischof von Holstein, Friedrich Hübner, Kiel, über das Urkerygma 1 Korinther 15, 1 bis 11. Er führt eine ganze Reihe von namhaften exegetischen Lösungen vor, angefangen bei der neuesten Zusammenfassung von Hans Grass über den spekulativen Lutheraner E. Hirsch bis zu dem hilfreichen Calvinisten K. Barth, dem er am meisten vertraut. Er schließt aber mit kritischen Fragen: „So unausweichlich notwendig die historisch-kritische Methode für jede Deutung des apostolischen Zeugnisses ist, weil der nachdenkende Glaube sich Rechenschaft geben muß über das, was Gott in Christus getan hat, so unabdinglich ist die Priorität der theologischen Exegese im Vergleich zur kritischen... Kritik hört auf radikal zu sein, wenn sie nicht mehr die Sekuritas der Vernunft ebenso wie die religiöse Selbstbehauptung entlarven und das immanente Weltverständnis nicht mehr erschüttern und durchkreuzen kann“ (S. 55).

Ähnlich pädagogischen Charakter für die Gemeinde, die nachdenklich die Bibel lesen und bewußter glauben lernen soll, haben die christologischen Exegesen von W. Stählin über Kolosser 1, 9—23 und von Landesbischof Eichele, Stuttgart, über Philipper 2, 1—11. Diese Wirkung werden die exegetischen „Wagnisse“ der lutherischen Bischöfe in den Gemeinden sicher haben, daß man mehr Achtung vor der Universitätsexegese bekommt und daß man lernt, sie mit gebührendem und notwendigem Vorbehalt zu verwenden.

Existenziale Interpretation

Schwieriger mag es schon für die Gemeinden werden, den Referaten über exegetische Grundsatzfragen zu folgen und daraus Nutzen zu ziehen. Es ist das besondere Bemühen von Landesbischof Lilje, „Die Theologie der existenzialen

Interpretation im Blick auf die Lehre von der Rechtfertigung“, und zwar Luthers, als sinnvoll zu erweisen, ohne ihre Fehlentwicklungen zu bejahen, die „bis an die Grenzen des Nihilismus“ reichen (74). Ist aber schon die Rechtfertigungslehre selber nicht mehr allgemein vertraut und populär (vgl. dazu H. Conzelmann in der Zeitschriftenschau ds. Heftes, S. 296), so wird sie es auch nicht durch das Heranziehen der existenzialen Interpretation der Bibel. Hier dürfte wohl der Versuch einer lehramtlichen Führung am ehesten scheitern, so gut er auch gemeint ist.

Säkularismus

Bischof Wölber, Hamburg, hat das heikelste Thema übernommen: „Säkularismus“ (über die These „Gott ist tot“ und „Gott ist Chiffre für Mitmenschlichkeit“). Immerhin erfahren die Leser einmal im Zusammenhang, was alles heute als Problem der Säkularisation zumindest auf die Theologie zukommt. Wölber meint, die Gott-ist-tot-These und die Mitmenschlichkeitschristologie hätten nur ideenpolitische Funktionen, sie wollten etwas pointieren. Er sagt mit R. v. Weizsäcker, das Zeitalter der Säkularisierung sei eine Frucht des christlichen Glaubens, der Freiheit von den Göttern, er fragt aber auch mit v. Weizsäcker, ob die Bewegung, „die die Natur aus dem Haus der Götter in das Reich des Gesetzes verwandelt hat“, sich „nicht mit einer gewissen Notwendigkeit gegen das Christentum wendet, von dem sie herkommt“. Diese Frage sei heute unbeantwortet. Wölber geht mit Harvey Cox ins Gericht, der in der Zuspitzung der Säkularismusthese (Cox lehnt bekanntlich den Säkularismus ab; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 192) die Königsherrschaft Jesu als Herrschaft der Sozialrevolutionäre interpretiere. Er stellt alsdann vier schwierige Ideenskizzen nebeneinander: Gogartens Lösung des Säkularisationsproblems, die „Sprachregelung“ von Bonhoeffer, die Stellvertretungsidee von Dorothee Sölle und die radikale Weltlichkeit der Amerikaner wie Cox, van Leeuwen usw. Er schließt daran „vier theologische Bemerkungen“ über „die teils mythische, teils poetische Formel Gott ist tot“ und findet hinter ihr „eine verkappte Wiedergeburt natürlicher Theologie“ oder gar eine „Theologia crucis hominum“. Er meint, das eigentliche Thema der Kirche, das es zu bewältigen gelte, sei die Prophetie. Das Referat von Bischof Wölber reicht in geistvolle Tiefen. Es bleibt dabei jedoch zuwenig bedacht, wieweit seine Argumentation von echter Klärung in den Auseinandersetzungen mit der Bekenntnisbewegung „kein anderes Evangelium“ beiträgt.

Rechtfertigung der historisch-kritischen Methode

Bei dem Referat von Bischof Meyer, Lübeck, entsteht diese Frage nicht. Er hat sich die Aufgabe gestellt, den Bibelgläubigen den Sinn und Nutzen der sog. „historisch-kritischen Methode“ verständlich zu machen. Er tut das gewissenhaft und kritisch gegenüber dieser Methode: „Es ist ein wissenschaftlicher Jammer, daß das von Vertretern der existenzialen Interpretation klar erkannte Gericht Gottes über das Selbstverständnis des sündigen, gottlosen Menschen nicht konsequent ausgehalten worden ist, bis es auch das eigene ‚moderne‘ Weltbild traf.“ Und doch ist es auch Bischof Meyer nicht gelungen, das Vertrauen der „Bekenntnisbewegung“ zu erlangen.

Es ist von großem Nutzen, daß der Protokollführer der Diskussionen, Oberkirchenrat Hugo Schnell, als Logothet

zum Schluß eine Zusammenfassung gegeben hat (S. 177 bis 233). Sie dürfte fast das wertvollste Stück der Dokumentation sein. Man erfährt hier auch etwas über die Hintergründe der Klausurtagung. Es waren nicht nur die vielen sorgenvollen Briefe aus den Gemeinden. Auch Voten der Hochschullehrer und eine umfangreiche Denkschrift der Bekenntnisbewegung lagen der Konferenz vor. Vor allem habe „Solidarität mit den Fragenden und Beunruhigten die Bischöfe“ zu den die Gläubigen bewegenden Fragen Stellung zu nehmen.

An dieser Zusammenfassung wird deutlich, daß sie als eine Art Antwort auf die Denkschrift der Bekenntnisbewegung gedacht ist. Sie beginnt mit den Kontroversfragen über die Auferstehung, hebt hervor, daß es sich „um nicht verifizierbare Fakten“ handle, die sich nur dem Glauben erschließen und demnach nur über das Kerygma zugänglich seien, ohne daß jedoch das Kerygma oder der Gemeindeglaube konstitutiv sei; dies sei vielmehr die Tat Gottes an Jesus Christus: „Mit Karl Rahner müssen wir zugeben, daß die Sündhaftigkeit des Menschen auch vor den theologischen Formulierungen nicht haltmacht“ (S. 120). Zur Lehre vom kosmischen Christus wird gesagt, der Ansatzpunkt läge auch hier nur im Kreuz und nicht in theologischen Spekulationen.

Kritik an der kritischen Exegese

Zur historisch-kritischen Methode wird den Anhängern der Bekenntnisbewegung der Vorwurf nicht erspart: „Die Selbstgewißheit eines rein biblizistischen Denkens hat den unbefangenen Umgang mit den Forschungsergebnissen verhindert.“ Die Zustimmung zur Notwendigkeit der Forschung besage aber nicht, daß jedes Ergebnis unbeschadet für richtig angesehen werden müsse. An die Vertreter der kritischen Exegese gerichtet, heißt es aber: „Der kritischen Methode fehlt die letzte Radikalität, wenn sie, im Unterschied zu anderen Disziplinen, ihre Prämissen und Vorentscheidungen nicht in Frage stellt. Die gegenwärtige Diskussion wird zwar auf dem Feld der Exegese geführt, hat aber einen systematischen oder eigentlich philosophischen Hintergrund. Auf dem Boden der Philosophie wird aus dem Evangelium von der Wundertat Gottes ein dieser Welt konform gemachtes ‚Evangelium‘, das den Riß verbirgt, der die menschliche Erkenntnis verdunkelt und den Willen knechtet.“ Die Methode des Historismus sei in anderen Bereichen der Geisteswissenschaften schon überholt: „Das zu verstehende Heilsereignis darf nicht von unserem Verstehen abhängig werden. Nur der umgekehrte Weg ist angemessen. Das extra nos greift immer als Herrschaft nach uns.“ Schnell stellt dazu die Frage: „Muß nicht die christologische Formel (wahrer Mensch und wahrer Gott) auch die Formel der Schriftauslegung sein? Das Entscheidende können wir nicht in einem Satz aussprechen, sondern müssen zwei Sätze sagen.“

Zur existenzialen Interpretation heißt das Diskussionsergebnis: „Daß der zum Glauben Gekommene ein neues Selbstverständnis erhält, war den Vätern keineswegs unbekannt. Neu ist, daß die Wirklichkeit Gottes eingeschränkt wird und die Frage nach dem Schöpfer-Gott unbeantwortet bleibt . . . Die Existenzialisten müssen dort behaftet werden, wo ihr Wille zur menschlichen Existenz die Existenz Gottes auszuschließen beginnt.“ Im übrigen übersähen die Anhänger Bultmanns, daß Heidegger seine Position von 1925, bei der Bultmann stehengeblieben ist, längst hinter sich ließ.

Zur Erfahrung der Abwesenheit Gottes

Zur Frage der Gott-ist-tot-Theologie heißt es, sie habe die Problematik einer existenzialen Interpretation schon fast zurückgedrängt. Hier lautet „die entscheidende Frage: Handelt es sich noch um einen Schulstreit, oder ist die Schwelle zur Häresie, zur Verflüchtigung der Theologie in den Nihilismus bereits überschritten?“ Ernst zu nehmen an der provozierenden Rede vom „Tode Gottes“ sei das Sterben einer menschlichen Gotteserfahrung, die Erfahrung der Abwesenheit Gottes, obwohl sich bereits ein neuer Optimismus im Bunde mit dem technischen Fortschrittsglauben abzeichne, eine „Hoffnung mit Trauerflor“. Schnell berichtet: Daß Naturwissenschaftler, Schriftsteller und Tiefenpsychologen die Situation des Menschen schärfer erkennen als viele Theologen, sei bedrückend. „Selbst die moderne östliche Literatur mit humanistischer Grundtendenz redet wieder vom Rätsel des Menschen und vom Bösen. Dennoch ist keine Nähe zu Christus“, auch dort nicht, wo vom Kreuz gesprochen werde. Auch die Vokabel „Kreuz“ könne zur Chiffre werden, wenn nicht das Kreuz des Jesus von Nazareth vorgewiesen wird: „Das Wort Jesu ist Gericht über ein immanentes Weltverständnis, aber zugleich über ein metaphysisches . . . Heute ist die kirchengeschichtliche Aufgabe gestellt, ein christliches Wirklichkeitsverständnis in Konfrontation mit dem Scientismus, der Omnipotenz einer rationalen Wissenschaft zu entwickeln.“ Nach Heisenberg sei es „das Schicksal der Welt, daß der Mensch nur immer sich selbst begegnet . . . Zu sich selber aber kommt der Mensch nur, wenn er im Gehorsam von dem lebt, was Gott für ihn und an ihm getan hat.“

Die Zusammenfassung schließt mit dem Appell an die Gemeinde, die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Theologie anzuerkennen und sich durch die Annahme gesicherter Erkenntnisse „diasporareif“ zu machen. Was die Loyalitäten eines Bischofs betrifft, so wurde die Frage eindeutig dahin beantwortet, daß sie zugunsten des Pfarrers bestehen. Der Pfarrer kann wissenschaftliche Klärungen nicht abwarten, er muß heute entscheiden und darin geschützt werden. Dennoch müsse das Gespräch mit der wissenschaftlichen Theologie offenbleiben. Aber „die Bischöfe konnten nicht dem Drängen nachgeben“, bestimmte theologische Schulen zu verurteilen (131). „Die Bischöfe verzichteten bewußt auf ein Wort nach außen. Sie wandten sich an Gemeinden und Pfarrer, um sie in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen zu stärken . . . Die Bischöfe nahmen mit der Erklärung ihr Lehramt in Anspruch. Sie sprachen aus, was sie glauben und bekennt.“

Nur ein Anfang?

Es wäre völlig verfehlt, über das Unzulängliche dieses Versuches, das Lehramt in Anspruch zu nehmen, zur Tagesordnung überzugehen, denn es ist sicher nur der erste Schritt, nur ein Anfang, notwendige geistliche Führung auszuüben. Ein Lehramt im lutherischen Verständnis, das muß hier eigens betont werden, hat grundsätzlich keinen lehrgesetzlichen Charakter, es sei denn bei krasser Überschreitung der Grenzen reformatorischer Bekenntnisse wie seinerzeit im Falle Richard Baumann.

Bei dem ersten Versuch wurden indessen noch zwei wesentliche Lücken sichtbar, ohne deren Ausfüllung weitere Versuche kaum gelingen und von gläubigen Gemeinden angenommen werden: Erstens gehört zum Lehramt eine

gewisse Regula Fidei oder eine Kurzform des Glaubens, ein Grundstock an gewissem „Credo“, über das Einverständnis herrscht. Wir gebrauchen absichtlich einen Begriff der Doxologie. Die lutherischen Bischöfe beziehen sich nicht auf ein solches Credo, und gerade das erwartet man von ihnen. Zweitens kann heute ein Lehramt von Bischöfen auch im lutherischen Verständnis schwerlich ohne die erkennbare Mitwirkung der Fachleute, d. h. der

Universitätstheologen, zu nachhaltiger Wirkung gebracht werden, jener Theologen, die bis dato das Lehramt für sich in Anspruch genommen haben. Diese offene Frage bedarf noch einer organisatorischen Lösung (übrigens nicht nur bei den Lutheranern). Sonst könnte die Bekenntnisbewegung einwenden: „Jesus kenne ich, auch Paulus ist mir bekannt, aber wer seid denn ihr?“ (Apg. 19, 15).

Die Kirche in den Ländern

Politische und kirchliche Entwicklung in Guinea

Westafrika erlebte 1966 größere Veränderungen der politischen Machtverhältnisse. Mehrere Länder wurden von Staatsstreichern betroffen. In Ghana hat ein noch nicht sehr stabilisiertes Militärregime die Nachfolge Nkrumahs angetreten. In Nigeria dauern die internen Auseinandersetzungen und die Stammeskämpfe, die die Einheit des Landes bedrohen, an. Machtstreben der politischen Eliten, Korruption, Tribalismus, außenpolitische Einflüsse im Kraftfeld der Ost-West-Spannungen und wirtschaftliche Faktoren, z. B. die immer angespannte Ernährungslage, bilden den afrikanischen Hintergrund dieser politischen Verschiebungen. Zwei Grundtendenzen lassen sich dabei feststellen: In den „gemäßigeren“ Zonen hat sich der Einparteiensstaat deutlich durchgesetzt und bildet gegenwärtig die einzig mögliche Voraussetzung für eine mühsame wirtschaftliche und gesellschaftliche Aufwärtsentwicklung; in den politisch „heißen“ Gebieten werden Militärregimes immer mehr zum gewiß fragwürdigen Garanten einer wenigstens äußeren politischen Ordnung.

Regierung und Opposition

Trotz der Unruhen und Umstürze in den Nachbarstaaten konnte sich bisher das Regime Sékou Tourés behaupten. Es fehlte zwar auch hier nicht an innenpolitischen Auseinandersetzungen und Umsturzversuchen. Seit 1960 wurden in Guinea nicht weniger als fünf „Verschwörungen“ aufgedeckt. Das letzte, wohl gefährlichste Komplott datiert aus dem Jahre 1965. Die Opposition gegen Sékou Touré und sein Einparteiensystem — Sékou Touré vereint in seiner Person die Ämter des Staats-, Regierungs- und Parteichefs — ist organisiert in der sogenannten Guinesischen Befreiungsfront (Front de Libération National de Guinée — FLNG). In ihr haben sich die verschiedenen Exilgruppen im Ausland zusammengeschlossen. Die Mitgliederzahl dieser Organisation wird mit 600 000 angegeben. Die einflußreichste Gruppe innerhalb der Befreiungsfront bildet gegenwärtig wohl das „Regroupement des Guinéens au Sénégal“, an dessen Spitze der einzige Exilpolitiker steht, der sich an Popularität mit dem Staatschef messen könnte: der Gewerkschaftler David Soumah. Soumah verließ Guinea bereits 1958 und ging nach Dakar ins Exil. Er genießt aber in Guinea auch heute noch großes Ansehen und verfügt im Lande selbst noch über einen starken Anhang. Die senegalesische gewerkschaftliche Oppositionsgruppe, an deren Spitze er steht, verfügt über Mitglieder und Einfluß in allen Französisch sprechenden Ländern Afrikas.

Trotz der inneren Unruhe und der Opposition von außen scheint sich Sékou Touré jedoch zu behaupten. Und man wird nicht leugnen können, daß es dem in den kommunistisch gesteuerten Gewerkschaften (CGT) großgewordenen Staatschef (vgl. Sékou Touré, *Expérience Guinéenne et Unité Africaine*, Paris 1961) seit dem Austritt aus der Französischen Gemeinschaft 1958 gelungen ist, seine Macht im Innern mit Hilfe der von ihm geleiteten Einheitspartei (Parti Démocratique de Guinée — PDG) so auszubauen, daß er nicht nur über eine feste Basis in den Parteikadern, sondern auch im Volk verfügt. Durch straffe Organisation der Einheitspartei und der dieser angeschlossenen bzw. inkorporierten Jugendverbände, Gewerkschafts- und Frauenorganisationen ist eine relativ wirksame Präsenz in den traditionellen Gesellschaftsstrukturen der Dorfgemeinschaften und Stammesgliederungen, die durch das Regime nicht aufgelöst oder abgebaut werden, sondern vielmehr die Basis für einen in afrikanischer Tradition wenigstens ideologisch verwurzelten „socialisme communautaire“ bilden sollen, gesichert. Es gibt heute wohl in ganz Afrika kein Land mit einer so durchorganisierten und straff geführten politischen Organisation wie dieser Partei. Sie bildet das notwendige und gegenwärtig wohl einzig wirksame Bindeglied zwischen den nationalen Institutionen und den Stammesgemeinschaften. Wenn man heute feststellen kann, daß die interethnischen Beziehungen in der Republik Guinea sich als relativ offen und friedlich erweisen, so hat die straffe Gliederung und die örtliche Präsenz der Partei daran gewiß einen beträchtlichen Anteil.

Störungen größeren Ausmaßes in den Stammesbeziehungen werden erst wirksam, wenn sie einer entsprechenden äußeren Beeinflussung ausgesetzt sind. Hier versucht die Befreiungsfront anzusetzen, wobei ihr die schwierige wirtschaftliche Situation und die immer noch prekäre Ernährungslage den politischen Propagandastoff liefert. Wieweit die Opposition mit der Förderung stammesmäßiger Verselbständigung bereits Erfolg hatte, läßt sich im Augenblick schwer übersehen. Ihre Politik der Heraushebung der stammesmäßigen Unterschiede könnte allerdings im Falle eines politischen Umsturzes schwerwiegende Folgen für die nationale Einheit des Landes zeitigen.

Gerade an diesem Sachverhalt wird der afrikanische Hintergrund des von Sékou Touré propagierten „Solidaritätssozialismus“, der wirtschaftlich auf altafrikanischer Kollektivarbeit aufbaut und z. B. durch Zwangsverpflichtung zu unbezahlten Aufbauleistungen (*investissement humaine*) wenigstens für europäische Begriffe sehr weit in die individuellen und gesellschaftlichen Freiheitsrechte